Corona beflügelt die Krebsforschung

SABRINA GLAS

Vorsorgeuntersuchungen entfielen, Krebsbehandlungen wurden unterbrochen. In der Forschung aber gibt es positive Entwicklungen.

**SALZBURG.** Eine Erkrankung bereitet den Österreichern noch mehr Sorge als Corona: 42 Prozent der Bevölkerung fürchten, an Krebs zu erkranken. Vor einer Coronainfektion ängstigen sich 30 Prozent der Österreicher, bei psychischen Erkrankungen sind es 21 Prozent. Das geht aus einer Studie der Donau Versicherung und des Meinungsforschungsinstituts TQS Research and Consulting hervor.

**Wo steht die Krebsforschung mittlerweile? Sind durch die Pandemie Fortschritte eingebüßt worden?**   
Zahlen der Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind zunächst beunruhigend. In vier von sechs Ländern auf der ganzen Welt sind Krebsbehandlungen im vergangenen Jahr zeitweise unterbrochen worden. Und das, obwohl Krebsbehandlung als Notfallmedizin einzustufen ist. Krebs ist die zweithäufigste Todesursache weltweit nach kardiovaskulären Erkrankungen.

Auch in Salzburg blickt man genau auf die Entwicklung von Krebserkrankungen. "Teilweise wurden in der Pandemiekrise Screening-Untersuchungen etwa nationaler Vorsorgeprogramme reduziert", sagt Krebsforscher Richard Greil vom Uniklinikum Salzburg. Im Spital sei aber alles unternommen worden, um bei maximaler Schutzwirkung gegen SARS-CoV-2 Tumortherapien uneingeschränkt durchzuführen, sagt Greil. Im Bereich der medikamentösen Tumor- und Immuntherapien habe es tatsächlich keine Einschränkungen gegeben.

"Wir müssen aber unsere Lehren daraus ziehen", sagt Greil. Vorsorge sowie Nachsorge dürften nicht leiden. Dazu kommt, dass Patienten, die sich einer Krebstherapie unterziehen, etwa ein doppelt so hohes Risiko für einen schweren Covid-19-Verlauf haben. "Diese Patienten sollten schnellstmöglich geimpft werden."

Einerseits zu ihrem eigenen Schutz, andererseits aber auch aus epidemiologischer Perspektive, da diese Patienten das Virus spontan langsamer eliminieren und so länger ansteckend sein können.

Apropos Impfung: Das derzeit in Österreich verwendete Vakzin der Firma Biontech basiert auf der sogenannten mRNA-Technologie. Sie wurde ursprünglich für die Krebsforschung entwickelt. Kann die Geschwindigkeit der Impfstoffentwicklung also auch einen Schub für die Krebsforschung bedeuten?

Infektimmunologie und Tumorimmunologie hängen tatsächlich stark zusammen. "Eine Tumorkrankheit kann man sich ähnlich wie eine chronische Infektion vorstellen, bei der ein Gleichgewicht zwischen Erreger und Immunabwehr entsteht und die Abwehrzellen durch den Erreger oder die Tumorzellen unterdrückt werden", erklärt Greil. Krebs spiegle viele dieser Mechanismen der Immununterdrückung bei chronischen Infektionen - "allerdings in einer deutlich komplexeren Form". Das Verständnis dieser Gemeinsamkeiten habe geholfen, Medikamente zu entwickeln, die diese Lähmung der antitumoralen Immunität aufhöben.

Für die Entwicklung von Impfstoffen ist in der Pandemie viel Geld geflossen. Es ist also anzunehmen, dass das auch die Krebsforschung beflügelt. Dabei sind die Erfolge bereits messbar: Vor allem bei Immuntherapien gibt es entscheidende Fortschritte in der Forschung. Wie etwa bei sogenannten Checkpoint-Inhibitoren, die eine Abwehrreaktion des Immunsystems auf das Tumorgewebe aktivieren sollen, oder bei der Entwicklung genetisch modifizierter Abwehrzellen. Künstliche Intelligenz hilft dabei, den Bereich der Radiodiagnostik zu präzisieren. Und die Onkomathematik kann Mutationsentwicklungen im Körper mittlerweile relativ genau voraussagen. Auch Lokaltherapien wurden laut Greil stark verbessert. Nicht zuletzt spielten Erkenntnisse der Mikrobiomentwicklung eine große Rolle.

Diese Fortschritte könnten viele Menschen betreffen. In der westlichen Welt erkrankt zirka jeder zweite Mann und jede dritte Frau im Lauf des Lebens an Krebs. Als häufigste Krebsart hat Brustkrebs im vergangenen Jahr den Lungenkrebs abgelöst, wie das Internationale Krebsforschungsinstitut berichtet. Die WHO geht davon aus, dass die Anzahl an Krebsdiagnosen bis zum Jahr 2040 um 40 Prozent steigen werde.

"Langfristig gesehen ist die Krebsforschung wichtiger als jene zu Corona, obwohl wir aus beiden verzahnten Welten intensiv voneinander lernen", sagt Greil. Bei beidem seien Auswirkungen enorm. Tumorerkrankungen gehen häufig mit einem Ausfall der Berufsausübung einher, meist auch bei Verwandten. "Der Unterschied wird durch zunehmendes Lebensalter noch größer werden", glaubt der Experte. Das Durchschnittsalter bei Krebspatienten liegt derzeit bei etwa 65 Jahren. Hauptursachen sind neben genetischen Faktoren gesteigerte Entzündungsprozesse mit zunehmendem Alter, ungünstiger Lebensstil, Fettleibigkeit sowie externe Faktoren wie Nikotin und Alkohol.